
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 293. Bromberg, den 20. Dezember 1935

Befehl aus dem Dunkel.

Roman von Hans Dominik.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Teller der anderen wurden leerer und leerer. Die Soße auf dem Teller Forbins begann zu gerinnen. Endlich kam er wieder. Jeder konnte ihm ansehen, daß er eine sehr unangenehme Nachricht bekommen haben mußte. Stumm setzte er sich an seinen Platz und stocherte eine Zeitlang mechanisch mit der Gabel auf dem Teller. Schließlich schob er ihn zurück, stand auf.

„Manche Menschen treiben eben die Rücksichtslosigkeit zu weit! Ich habe Kopfschmerzen, will nach oben gehen." Helene erhob sich gleichfalls und folgte ihm. Kaum waren sie allein, da brach der Sturm los.

„So eine bodenlose Schweinerei! Mir kam ja das Benehmen Astenryks gleich von Anfang an nicht ganz geheuer vor. Diese unnatürliche Gelassenheit nach der Exmission ... die Ironie, die in allen seinen Bemerkungen lag, machte mich stutzig."

„Brauchst du mir alles nicht zu erzählen", drängte Helene. „Hab' ich auch gemerkt. Nun schnell! Sag, was ist denn los?"

„Ja, denk' dir nur an, Helene, dieser verfluchte Kerl hat, noch ehe der Konkursverwalter ihm den Gerichtsbeschluß verkündete, das ganze Labor zerstört."

„Wie? Was? Er hat alles entzweigeschlagen?"

„Ach was! So meine ich's nicht. Er hat die Anlage vollkommen in Unordnung gebracht, Meßinstrumente falsch eingestellt ... die Säuren irgendwie versaut ... na, kurz und gut, alles in einen Zustand gebracht, daß selbst der gelehrteste Teufel nichts mit dem Kram anfangen kann. Kurz, der so schlau erklügelte Trick der Herren Godard und Genossen ist ins Wasser gefallen."

Helene sah ihn ironisch lachend an. „Und darum regst du dich so auf? Vergißt alle Selbstbeherrschung? Machst dich lächerlich?"

„Ach, Unsinn! Hältst du mich für so kindisch? Das Schönste kommt erst noch. Ich ... ja, ich soll das Karnickel sein, das schuld daran ist."

„Du? ... Verrückt! Wer sagt denn das? Wer wagt das zu behaupten?"

„Herr Godard! Der war selbst am Telephon. Er sagte mir klipp und klar, Astenryk müßte doch vorher irgendwie Wind von unserem Vorhaben gekriegt haben. Er und Samain kämen dabei natürlich gar nicht in Betracht. Also bei mir blieb's hängen. Er wagte nicht, mich direkt zu beschuldigen, aber er behauptete, ich wäre sicherlich in irgendeiner Weise unvorsichtig gewesen."

Seine Frau legte sich nachdenklich in einen Sessel. „Hm! Unangenehme Sache ... höchst rätselhaft ... wenn du dich heute abend mit Godard und Samain im Hotel triffst, gehe ich mit. Bis dahin Schluß mit der Angelegenheit." —

Anne kam in das Zimmer. „Georg ist in die Stadt gegangen. Er hat noch allerlei Geschäfte zu erledigen, Rechtsanwalt, Konkursverwalter und so weiter. Er fährt um sechs Uhr nach München. Ich soll um halb sechs am Bahnhof sein."

Helene sah forschend in das Gesicht Annes. Hatte Georg vielleicht schon gegen Alfred Verdacht geschöpft und Anne etwas davon gesagt? Nein! Sicher nicht. Sie verstand ja so gut in Annes Gesicht zu lesen. Die war ganz arglos.

„Übrigens, Anne, was hat denn Georg für Zukunftspläne? Ich fand vorher gar keine Zeit, danach zu fragen."

„Er fährt direkt nach München zu seiner Tante Mila. Du weißt, der verwitweten Frau Professor Potin."

„Und dann weiter? Er wird doch nicht immer dort bleiben wollen?"

„O ja! Vorläufig will er dort bleiben. Das heißt nicht in München selbst, sonderen im Almhaus der Tante Mila. Es liegt in den Bergen am Wilden Rain."

„Ah, so! Er will Sommerfrische am Wilden Rain halten ... Oder will er etwa dort auch arbeiten?"

„Wahrscheinlich beides", sagte Anne lächelnd. „Georg ohne Arbeit kann ich mir gar nicht vorstellen." — — —

Georg und Marian trafen sich, wie verabredet, bei Stennefeld, der vor den Toren der Stadt ein kleines Landhäuschen bewohnte. Sie nahmen von dem alten Mann, der so viele Jahrzehnte im Dienst der Firma gestanden hatte, herzlichen Abschied. Dann gingen sie um die Stadt herum durch die Parkanlagen dem Bahnhof zu. Als sie an einem großen Teich vorbeikamen, blieb Georg stehen und deutete auf die dunkle Wasserfläche.

„Heute sind es gerade sechs Jahre, daß mein Bruder Jan an der Stelle hier die unselige Tat beging. Ich vergesse nie den Anblick, als man ihn für tot ins Haus brachte. Sein Selbstmordversuch damals, unter so unerklärlichen Umständen ... sonderbar, daß man nie so recht dahintergekommen ist, was dem blühenden, frohsinnigen Menschen die Waffe in die Hand drückte.

Gerüchte wollten wissen, daß Jan und sein Freund Rochus Arngrim in heftiger Leidenschaft zu Helene Escheloh entbrannt waren, und Jan als der Verschmähte zur Pistole griff. Helene hat sich nie dazu geäußert. Das Auffällige bei der Sache war nur, daß zur selben Stunde Rochus Arngrim spurlos verschwand. Reisende wollen ihn noch am selben Tage an der belgischen Grenzstation gesehen haben. Daraus entstand jedenfalls bei manchem der Verdacht, daß die Kugel von Arngrim abgefeuert worden sei. Aber Jan hat das stets bestritten ..."

Georg fühlte plötzlich, wie Marian seinen Arm umklammerte. Der starrte, wie wenn er ein Gespenst sähe, nach einer Eiche in der Nähe des Teiches.

„... Du, Georg! ... Da steht er ja! ... Arngrim ... da steht er ... unter der großen Eiche ... und da ist die Bank ... und auf der Bank liegt eine Waffe ... und jetzt kommt Jan und sie sprechen miteinander und Jan setzt sich hin ... Arngrim geht fort ... jetzt bleibt er hinter den Büschen stehen, sieht zu Jan hinüber ... Jans Hand geht zur Waffe ... er nimmt sie in die Hand, legt sie wieder hin ... nimmt sie wieder. Jetzt steht er auf, geht zum See, steigt in das Boot, rudert weit hinaus ... Arngrim sieht ihm nach mit Augen ... fürchterlich ... entsetzlich. Und jetzt ... Jan richtet die Waffe gegen seinen Kopf ...

schießt . . . fällt zurück ins Boot. Arngrim läuft fort . . . jetzt ist er verschwunden . . . Jan? . . ."

Wie aus einer Vision erwacht sahen sie sich in die blassen, verzerrten Gesichter.

„Marian!" kam es heiser aus Georgs Munde, „was war das? Ein Traum . . . ein Gesicht? . . ."

Der schüttelte den Kopf. Begann dann stockend wie mechanisch zu sprechen:

„All das Schreckliche, das dein geistiges Auge sah, dein Hirn empfand, drang von fern her in mein Bewußtsein . . . Wer hat es gedacht? . . . Nur Arngrim selbst kann es gewesen sein. Nicht Jan. Was Jan tat, dessen war er sich ja selbst nicht bewußt . . .

Er folgte dem mächtigen Willen eines Stärkeren, der ihn in Gedanken zwang, sich selbst den Tod zu geben . . .

Heute, am Tage der Tat, mochte wohl Arngrim stärker als je an sein ruchloses Handeln erinnert sein. Noch einmal erlebte er, wie wahrscheinlich schon früher, heute sein Verbrechen . . . seine Gedanken daran so stark, daß ich sie hier mitempfand . . . Und du durch die gleichzeitige Erinnerung an jenen Tag und unsere Berührung mit mir eingestimmt, empfandest alles das, was zu mir drang, mit . . . Jetzt wissen wir, wie das alles damals geschah . . ."

Georg blickte sinnend vor sich hin.

„Du magst recht haben, Marian", sagte er dann, „das wäre eine Erklärung. Gehört hat man ja schon mehr als einmal von der weitspannenden Wunderkraft fremden starken Geistes. Wer's nicht selbst erlebte, kann es nicht glauben, lacht darüber. Und doch . . . wer weiß, was wir wissen, muß daran glauben.

Rochus Arngrim. .. Wo mag er sein?"

*

Und noch ein anderer sah und hörte zur gleichen Stunde das Grausige in der gleichen Weise, wie es Georg und Marian vernahmen. Der Abt Turi Chan in seinem Gemach im Lamakloster Gartok am Himalaja. Und der, der mit stummen Lippen diesen Bericht gab, dessen Hirn jene Bilder in Erscheinung treten ließ, der Mönch Sifan, saß ein paar Türen weiter in seiner Klosterzelle; den Kopf in die Hände vergraben, durchlebte er noch einmal im Bann eines fremden Willens sein weltliches Leben und jenen Tag als dessen Abschluß. Durchlebte weiter alles, was danach kam. Die Flucht über die Grenze, von bitterer Reue gequält, die Fahrt über das weite Meer zu Indiens Küste. Die monatelange Wanderung mit einem Lamapilger nach Norden, bis sich hinter dem Weltflüchtling das Tor von Gartoks Mauern schloß.

Sinnend saß der Abt. Das also war's, was diesen Westländer hierhergebracht hatte. Die Flucht vor Gewissensqualen wegen seiner Untat; der Wunsch in läuterndem Leben die schwere Sünde zu sühnen. Damals, als der an die Pforte von Gartok pochte, hatte er ihn gefragt, was ihn, den Westländer, zu Buddhas Lehre und Glauben treibe. Der hatte ihm sein früheres Leben erzählt, von einer schweren Tat gesprochen, ohne Näheres darüber zu sagen. Jetzt hatte er mit Allgermissens Kunst erzwungen, daß der Mönch dunkelste Herzenskammern öffnete und seine Gedanken ausströmen ließ . . . zu des Abtes Gemach . . in das Weltall . . . ob es noch andere Menschen gab, die das vernommen hatten? . . .

Der Abt legte den Kopf zurück. Die Augen in dem starren Gesicht schimmerten kalt und grau unter den buschigen Brauen. Über den hohen Backenknochen lagen sie in tiefen Höhlen. Kinn und Untergesicht deuteten auf stärkstes Zielbewußtsein, schonungslose Energie. Die ganze Erscheinung die Gestalt eines Mannes, der zum Herrschen geboren und nicht gewöhnt, sich bei seinen Entschlüssen um die Meinung anderer zu kümmern.

Von seinen Gedanken stark bewegt, stand er auf und wie er den Kopf zur Seite wandte und in großen Schritten durch das Gemach ging . . . ein anderes Gesicht . . . fast ein anderer Mensch, ein Westländer schien er da zu sein.

Seine Lippen bewegten sich, formten Worte.

„Da kommen sie zu uns vom Abendlande her . . . in Seelennot . . . im Streben nach letzter, tiefster Erkenntnis des Lebens. Aber immer bildet die Verschiedenheit von Blut und Rasse die kaum überschreitbare Schranke, ganz eins zu werden mit unserem Fühlen und Denken . . . je stärker der Charakter, desto stärker die Hemmungen . . . Sifan . . . einst Rochus Arngrim . . . erst wenige Jahre ist er bei uns . . . er ist ein starker Charakter . . ."

Vor einem Schrank blieb Turi Chan stehen, entnahm ihm ein Buch und kehrte zu seinem Sessel zurück. Er öffnete es, nahm einen Brief heraus. Die Schriftzüge waren kaum noch zu entziffern. Wasser mußte den Brief beschädigt haben. Doch der Abt las sie leicht, hatte er doch den Brief und das Buch gar viele Male gelesen.

Es waren die Schriftzüge Allgermissens. Der hatte den Brief geschrieben an seinen Freund Rochus Arngrim. Der Brief begann mit Erinnerungen an die Zeit, wo Allgermissen und Arngrim einander kennengelernt hatten . . . Der Weltkrieg . . . die Kämpfe im Baltikum . . . Arngrim unter den Truppen, welche die rote Schreckensherrschaft brachen. Bei der Erstürmung Rigas verwundet . . . in das Haus Allgermissens gebracht. Freundschaftliche Beziehungen . . . gemeinsames Interesse an okkultphysikalischen Dingen . . . Studien über die Raumstrahlungen des denkenden Hirns . . . Arngrim . . . Erbe der in dem Buch aufgezeichneten Entdeckungen . . . Tochter Lydia . . . ganz allein in der Welt . . . Ihrer Fürsorge . . .

Der Abt faltete das Papier zusammen und legte es wieder in das Buch zurück. Er wog das Buch in der Hand:

„Leicht bist du, und doch birgst du vielleicht Weltenschicksale!"

Wie würde sich vieler Menschen Los . . . das Geschick der Welt gestaltet haben, wenn Allgermissens Vermächtnis in die Hände gekommen wäre, für die es bestimmt war, in die Hände des Rochus Arngrim? . . . War er im Recht, wenn er dem das Erbe Allgermissens vorenthielt?

Eine leichte Handbewegung, als wenn er eine Fliege verscheuche.

„Ich war im Recht! Die Götter haben es so gewollt, haben mir Sifans Haupt und Allgermissens Vermächtnis in die Hand gelegt. Wie sichtlich die Fügung der Himmlischen!" —

Als wäre es heute gewesen, stand der Tag vor ihm, an dem Allgermissens Hinterlassenschaft in das Kloster kam. Eine burätische Karawane stand drüben am Ufer des angeschwollenen Flusses und konnte den Übergang nicht finden. Der Mönch Sifan kam hinzu, wies ihnen die Furt, ritt voran. Da, in der Mitte des Flusses, strauchelte das Pferd eines Mädchens, geriet ins tiefe Wasser. Sifan sprang aus dem Sattel, wollte sie retten, wurde mit ihr in die todbringenden Wirbel gezogen.

Der Führer der Karawane schwang sich auf einen vorübertreibenden Baumstamm, lenkte ihn auf die mit dem Tode Kämpfenden zu, warf denen einen Strick hinüber. Auf einer Sandbank weit unten gelang es ihm, mit den Geretteten ans Ufer zu kommen. Von Mönchen, die herbeigeeilt, wurde das Mädchen und Sifan, die bewußtlos geworden, ins Kloster gebracht. Viele Tage kämpfte Sifan, von Fieberschauern geschüttelt, mit dem Tode.

Das Mädchen hatte man auf ein Lager gebettet. Als sie ihr den nassen Khalat, das Burätenkleid, abtaten, staunten sie, daß es ein westländisches Mädchen war. Eine Blechbüchse, die an einem Riemen um ihre Schulter hing, nahm Turi Chan an sich. Flußwasser war in sie eingedrungen. Er öffnete sie und sah, daß Papiere darin waren, die schon stark durch die Nässe gelitten hatten. In der Annahme, daß es wichtige Familienpapiere sein könnten, breitete der Abt sie zum Trocknen aus.

Es war ein Buch, von Hand geschrieben, alle Seiten gefüllt mit Zahlen, Skizzen und Erklärungen, und ein Brief, der in schon verschwommenen Zügen die Aufschrift trug: An Rochus Arngrim in Deutschland . . . Das mußte einer geschrieben haben, der noch nicht wußte, daß aus Rochus Arngrim schon seit Jahren der Mönch Sifan geworden war . . .

Überrascht, aufs höchste erstaunt, überflog Turi Chan den halbgetrockneten Brief. Der Name Allgermissen machte ihn neugierig. War doch vor Monaten eine dunkle Kunde zu ihm gedrungen von sonderbaren Vorgängen in Irkutsk bei General Iwanow. Er brachte die Papiere in sein Zimmer, las . . . las wieder. Zuerst ungläubig . . . zweifelnd. War das, was auf diesen Blättern stand, ernst zu nehmen . . . oder waren es Phantasien eines kranken Geistes?

Und dieses Mädchen sollte Lydia Allgermissen sein? Er schickte nach dem burätischen Führer, wollte ihn fragen, wie er zu dem Mädchen gekommen sei. Der war längst weitergezogen. Er sprach mit ihr selbst, erfuhr, daß sie tatsächlich Allgermissens Tochter sei. Von den Vorgängen in Irkutsk

bei Iwanow wußte sie nichts. Ihre übrigen Angaben waren unklar, der Zusammenhang schwer verständlich.

Er hatte damals lange überlegt, was er mit ihr anfangen solle. Da erinnerte er sich, daß in der Nähe des Klosters ein englischer Botaniker, ein Dr. Musterton, lagerte. Der kam hin und wieder zu botanischen Exkursionen über die Grenze. Er kannte Musterton, war der doch manchmal ins Kloster gekommen, um seine Vorräte zu ergänzen.

Damals hatte er ihn holen lassen und um Rat gefragt. Musterton hatte keinen Moment gezögert, sich Lydia Allgermissens anzunehmen. Drüben, jenseits der Grenze, auf englischem Gebiet, hatte der Doktor in einem Dorf sein Standlager, wo auch seine Familie sich aufhielt. Lydia Allgermissen würde eine willkommene Hausgenossin sein. — —

(Fortsetzung folgt.)

Seesoldats Owen's Tapferkeitsmedaille.

Von Edgar Cederström.

Der italienisch-abessinische Zwist hält seit einigen Wochen alle Welt in Atem, aber man kann bestimmt damit rechnen, daß nach mehr oder weniger langer Zeit kaum noch jemand von den kriegerischen Ereignissen im Hochlande Nordostafrikas sprechen wird. Wie schnell unter Umständen geschichtliche Ereignisse aus dem Gedächtnis der Menschen schwinden, zeigt eine Entdeckung, die kürzlich im Marineamt der Vereinigten Staaten zu Washington gemacht wurde. Da stellte sich nämlich zur größten Überraschung aller beteiligten Stellen heraus, daß vor nunmehr 65 Jahren ein Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und dem damaligen Kaiserreich Korea „getobt" hat, ein richtiger Krieg, an den sich heute aber in Amerika kein Mensch mehr erinnern kann und den auch dickleibige Geschichtswerke kaum mit einem Worte erwähnen.

Die sensationelle Entdeckung verdankt man einem Beamten, der zufällig in einer leeren, verstaubten Kiste eine alte Tapferkeitsmedaille fand. Aus einem dabei liegenden vergilbten Dokument ging hervor, daß die Medaille dem Seesoldaten Michael Owens für sein mutiges Verhalten „bei der Erstürmung der koreanischen Forts" verliehen worden sei, aus unbekannten Gründen dem Ausgezeichneten aber nicht habe ausgehändigt werden können.

Eine sofort eingeleitete Untersuchung des sonderbaren Falles ergab, daß Owens schon seit langem das Zeitliche gesegnet hatte. Eine Weiterverfolgung der Angelegenheit schien danach gar nicht in Frage zu kommen, aber die Sache gab einigen wißbegierigen Zeitungsberichterstattern Veranlassung, einmal die alten Akten des Marineamts zu durchstöbern. Auf diese Weise kam die schon längst in Vergessenheit geratene Geschichte des amerikanisch-koreanischen Krieges wieder ans Tageslicht.

Nach dem Ende des amerikanischen Bürgerkriegs hatte der amerikanische Schoner „General Shermann", der mit Stückgut für den Fernen Osten beladen war, eines Tages an der Küste Koreas Schiffbruch erlitten. Von dem Schiff und seiner Bemannung hörte man seither nichts mehr, bis es der Regierung zu Washington nach längerer Zeit zu Ohren kam, daß koreanische Untertanen das gestrandete Schiff vernichtet und die Besatzung ermordet hätten.

Da die Regierung schon früher Berichte über die Mißhandlungen schiffbrüchiger Amerikaner durch Koreaner erhalten hatte, wies sie den Generalkonsul Seward in Schanghai an, eine Untersuchung über den Vorgang anzustellen, von der Koreanischen Regierung Genugtuung zu verlangen und zugleich Besprechungen über den Abschluß eines Handelsvertrages mit jenem Staate einzuleiten.

Seward hatte indessen mit seinen Vorstellungen nicht den geringsten Erfolg. Die Regierung des damals völlig von der Außenwelt abgeschlossenen asiatischen Reiches, das selbst mit dem stammverwandten China nur in einem äußerst losen Zusammenhang stand, zeigte dem amerikanischen Vertreter die kalte Schulter, wollte von irgendeiner Genugtuung nichts wissen und lehnte auch einen Handelsvertrag glattweg ab. Und so entschloß man sich denn in Washington, mit militärischen Mitteln gegen den fernöstlichen Bösewicht einzuschreiten. Ein Geschwader von Linienschiffen und Kreuzern stach im Juli 1870 unter dem Befehl des Admirals Rogers in See, lief erst Nagasaki an und steuerte dann im Mai 1871 auf die koreanische Küste zu, um nähere Nachrichten über den Feind zu sammeln. Schließlich ging sie in der Mündung des Saliflusses vor Anker.

Admiral Rogers gab sich große Mühe, zu einer friedlichen Beilegung des Zwischenfalls zu gelangen, aber seine Vorstellungen fanden taube Ohren. Als dann sogar ein Trupp amerikanischer Soldaten von Koreanern überfallen wurde, war das Signal zur Eröffnung der Feindseligkeiten gegeben.

618 Offiziere und Mannschaften unter dem Kommando von Kapitän Kimberley, der sich später auch in der Schlacht von Santiago auszeichnete, gingen an Land. Die Marineinfanterie unternahm einen Sturmangriff auf das Fort Condé, und obwohl sich die koreanische Besatzung mit ihren vorsintflutlichen Waffen tapfer verteidigte, mußte sie nach kurzer Zeit die weiße Fahne zeigen. Der größte Teil war gefallen; insgesamt fanden die Sieger 243 Tote im Innern des Forts. Die Amerikaner verloren dagegen nur drei Tote und zehn Verwundete und kehrten, nachdem sie das Fort die Nacht hindurch besetzt gehalten, am andern Morgen wieder an Bord ihrer Schiffe zurück. Auch die übrigen Forts am Sali wurden durch die Artillerie des amerikanischen Geschwaders zum Schweigen gebracht, wonach dem Abschluß eines Friedens zwischen den beiden Gegnern nichts mehr im Wege stand. Damit war ein Krieg beendet, von dem man erst jetzt wieder durch die Auffindung einer alten Medaille erfahren hat.

Wanderer im Winterwald.

Ein vorweihnachtliches Kapitel
von Hans Wolfgang Behm.

Es webt ein eigenartiger Zauber schon um diese Vorweihnachtszeit. Was an Not und Alltagspein unaufhörlich das Herz der Menschen bestrickt, möchte sich einmal wieder zur vergessenden Beruhigung wandeln. Inmitten der Großstadt zumal, wo das Leben Tag um Tag zur härtesten Anspannung zwingt, sind Vorboten einer sich schließlich erfüllenden Weihnachtseinkehr allüberall ausgebreitet. In Schaufenstern und Schaukästen, auf feilgebotenen Druckschriften und allerhand selbst anspruchslosesten Gegenständen fehlt nirgends das erhebendste Weihnachtssinnbild: jenes Tannenreis, das seit urdenklichen Zeiten her der hochheiligen Nacht treues Angebinde ist.

Ebensoviel ewige Wahrheiten wie unabänderliche Geheimnisse ranken um dieses Tannenreis. Unergründbar fast ist seine Macht, zu versöhnen, und unaussprechlich wiederum sein Vermögen, verborgenster Sehnsucht Erfüllung zu gewähren. Geht es sonst schon Stunde um Stunde da draußen vor meinem Fenster recht lebhaft zu, just in diesen Tagen hat diese Lebendigkeit ihre ganz besondere Note. Da ist über Nacht Wagen um Wagen gekommen, hochbepackt mit Weihnachtsbäumen. In langer Reihe säumen diese immergrünen Kinder des Waldes den Bürgersteig und harren ihrer Bestimmungen.

Es liegt etwas Köstliches und Ergreifendes zugleich in diesem Straßenbild. Menschen aller Stände und geteiltester Empfindungen dem Lebensgeschehen gegenüber sind gekommen, um das grüne Reis zu erwerben. Sie alle wird es nun doch einmal wieder zur gleichgerichteten Erkenntnis zwingen, daß nichts Trennendes zwischen den Menschen besteht, daß wir unterschiedslos ein und dasselbe Gnadengeschenk der Schöpfung sind, vom urewigen Tage an. Eine Erkenntnis, die das sonderbare Menschenvolk nur allzuoft vergessen möchte. Nunmehr erschauert es einmal in Demut vor ihr.

Daß diese Demut doch erhalten bliebe! So lautet der höchste und tiefste Sinn aller Weihnachtsprophetie. Werden diese Menschen nicht allzubald wieder in jene Alltäglichkeit versinken, die schattendunkel zudeckt, was an Einkehr und Besinnlichkeit vor dem Weihnachtsreis geboren wurde? Und sollte nicht dieser Nadelbaum selbst das bedeutsamste Gleichnis dafür sein, daß der unter seinem Lichterglanz gezeitigte Glaube unabänderlich durch all die vielen Wochen, die ein neues Jahr beschert, erhalten bleibt? Hat dieser Nadelbaum nicht den Weg zu uns gefunden von dorther, wo

das Leben ewig aus sich selbst sich verjüngt? Wo er im Verbande mit seinesgleichen jene natürliche Lebensgemeinschaft bestreitet, die wir als „Wald" bezeichnen.

Es ist schon so. Was in diesen tausend Baumkronen jahraus, jahrein in ungehemmter Daseinslust rauscht und flüstert, ist den Menschen als höchstes Mirakel aller Himmelsbotschaft zu deuten. Denn dieser unser Wald ist immer und immer wieder der große Trostspender, die unverbrüchlich stärkste aller Genesungsquellen. Wer den Wald und seine Geheimnisse kennt, wird unentwegt ein Stück jener inneren Befriedigung in sich tragen, die unbeschadet allen Daseinskampfes heiterernstes Glücklichsein verbürgt. Werdet Frohnaturen im Reiche meiner Brüder und Genossen, so raunt uns dieser weihnachtliche Nadelbaum unaufhörlich zu.

Vor wenigen Wochen erst hat der Winter zum Einzug gerüstet. Im Zweiggewirr uralter Fichten hat lauter der Uhu geknappt, und die Spätherbstsonne hat Zinnen und Matten in milder Gelassenheit umschmeichelt. Dann ist über Nacht der erste Schnee gefallen, und was an gefiederten Freunden bei uns blieb, hat Einkehr in Dorf und Außenstadt gehalten. Und ihr gutgesinnter Menschenfreund hat sich beeilt, wieder das sinnvoll geschnitzte Futterkästchen instandzusetzen und mit dem zu bestreuen, was ein Vogelmagen begehrt. Der Schnee ist dichter und dichter geworden, blieb wohl zögernd auf den Asphaltflächen der Großstadt liegen, umsomehr aber draußen vor den Toren, wo nunmehr der Winterwald zum Besuche lockt. Und merkwürdig viel hat dieser Winterwald uns zu sagen. Schon zeitig muß man aufgebrochen sein, um hier in vollen Zügen das Wunder der Gesundung zu erleben — —

Noch ist es um die Morgenstunde.

Mit der Miene eines unschuldvollen Kindes, das lächelnd die Härten des dämmernden Alltags bezwingt, beginnt der letzte Stern zu verblassen, einzutauchen in das unendliche Gefilde ewiger Ruhergebenheit. Noch geistert ein wolkiger Dunst wie ein zu befragendes Geheimnis um die Wipfel der Bäume. Es ist weder Nacht noch ganz Tag. Die Umwelt wird schweigend umfangen vom Erwartungsvollen, darin tausend Märchen zur Erfüllung drängen. Man möchte sagen, daß zu solcher Stunde die Sage vom Nebelheim, in dessen Bereich die Götter um Menschenschicksale losen, geboren wurde. Die Seele lebt in einer Ahnung nach neuer Wesensschau.

Und schon begrüßt über die letzte Dämmernis hinweg der vollerblühte Tag den Winterwald. Es macht der Feder Mühe, diesen Augenblick aufzuzeigen. Ein Feenreich, das das Siegel der keuschen Selbstergebenheit mit tausend flimmernden Zweigen trägt, ist um uns gebreitet. Myriaden glitzernder Sternchen liegen hauchzart auf flockigem Schmelz und benetzen das Zeitliche mit einem Gruß aus himmlischen Gefilden. Hier atmet Reinheit in unendlicher Breite und Tiefe zugleich, und was an Sorgen in uns hämmert, gleitet hinab in das Reich des Vergessens. Das Lied der schweigenden Einsamkeit formt sich zu unaussprechlichem Geflüster, wie ein Häher durch die Wipfel streicht. Silberfein stäubt es von den Zweigen in die Tiefe. Dann liegt wieder blank und klar das Lächeln der Ewigkeit über sorglose Ruhe gebettet.

Schon ist es Mittag geworden. Sieghaft hat die Sonne den letzten Dunst durchbrochen und feiert mit dem weißen Festgewand der Erde ein golddurchwirktes Vermählungsfest.

Es ist die Stunde, da jedes Befragen nach eitlem Tand im Menschenlande erlischt und die höchsten Schätze der Welt sich verschenkend dem Wanderer begegnen. Mag im Frühling der Wald ein Wunder der Erwartung sein, im Sommer der kühle Beschützer geheimnisvollen Wurzel- und Bodenwebens, im Herbst ein Mahner der Vergänglichkeit, im Sonnenmittag des Winters wird er zur schönen Märchenfee, die unsere Seele mild lächelnd umfangen hält.

Uns allen möchte der Winterwald wieder zum lieben Gefährten werden, wenn Flocke um Flocke unentwegt sein weißes Duftgewand vergrößert und seine Pfade zu erquickenden Winterfahrten locken. Dann erst reift das winterliche Tannenreis, das jetzt das Zimmer mit Harzduft erfüllt, zur wahren Bestimmung heran.



Bunte Chronik



Eine Kinder-Weihnachtswährung.

Zum Weihnachtsfeste 1616 wurden in Sachsen besondere Kinder-Dukaten geprägt. Es war dies eine Idee der Kurfürstin Sophia von Sachsen, die damit ihren Kindern eine besondere Weihnachtsfreude machen wollte. Sie ließ die nach ihr benannten Sophien- oder Kinderdukaten prägen, Goldmünzen, die die Umschrift trugen: „Wol dem, der Freude an seinen Kindern erlebte." Heute läßt sich nicht mehr feststellen, ob in diesen Worten ein kleiner Stoßseufzer oder eine frohe mütterliche Anerkennung liegt. Und man kann nur hoffen, daß der Wahlspruch auf diesen Kinderdukaten für die Fürstin bis ins hohe Alter hinein seine Gültigkeit behielt.

Ein merkwürdiger Unfall.

Ein nicht alltäglicher Unfall ereignete sich in Budapest. Der Kutscher eines städtischen Straßenreinigungswagens bemerkte plötzlich, wie die beiden Pferde seines Wagens strauchelten und stürzten. Der Mann sprang darauf vom Kutschbock und eilte herzu, um den Tieren auf die Beine zu helfen. Kaum hatte er indessen das eine Pferd berührt, als auch er selbst zusammenbrach. Zufällig hatte ein vorüberfahrender Chauffeur das Unglück bemerkt und sah mit einem Blick den Grund des Unglücks: die Pferde hatten einen abgerissenen Draht der Starkstromleitung gestreift. Es gelang dem Chauffeur, vorsichtig den Draht zu entfernen, der Kutscher wurde von Passanten zur Rettungsstelle gebracht.



Lustige Ecke



Wenn man Glück hat.

Gespräch im Café. A: „Du siehst ja ziemlich verkatert aus?"

B: „Ja, ich habe die ganze Nacht außer dem Hause zugebracht und habe doch Glück gehabt. Als ich mich heute morgen ganz leise auszog, sagte meine Frau: „Du stehst aber früh auf!" und da bin ich gleich zum Frühstück hinuntergegangen.

*

Gewohnheit.

Er: „Was wird dein Vater sagen, wenn er hört, daß wir beide uns verlobt haben? Wird er zanken?"

Sie: „Nein! Ich glaube nicht. Der freut sich immer jedesmal, wenn ich mich verlobe!"

*



„Die eine heißt Fräulein Langohr, die andere Prinzessin Schwanenhals und die dritte — — ne, das möchte ich dir lieber nicht sagen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg